

HEYNE <

Das Buch

Detective Sarah Pribek kennt das Verbrechen wie keine andere. Nun steht sie aber selbst unter Mordverdacht. Staatsanwalt Gray Diaz glaubt, dass sie den Mörder der Tochter ihrer Freundin getötet hat. Sarah weiß, dass sie auf sich allein gestellt ist, ihre Unschuld zu beweisen. Als sie sich in einen geheimnisvollen Arzt verliebt, steht sie bald an einem tödlichen Abgrund. Psychologische Hochspannung für Fans von Ruth Rendell und Minette Walters.

»Eine Autorin, die die Leser bis zur letzten Seite packt.
Realistisch und mitreißend.« *The Bookseller*

»Ein intelligenter Thriller.« *New York Times*

Die Autorin

Jodi Compton studierte Englische Literatur in Berkeley und Minneapolis und arbeitete später als Redakteurin für verschiedene Zeitungen, bevor sie ihren ersten Roman schrieb. Sie lebt in Kalifornien. Des weiteren liegt im Heyne Taschenbuch mit »36:00 Stunden« der erste Roman mit Detective Sarah Pribek vor.

JODI COMPTON

Kälter als der Tod

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Sabine Lohmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
SYMPATHY BETWEEN HUMANS
erschien bei Bantam Dell, New York

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor-
und säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe: 07/2007

Copyright © 2005 by Jodi Compton
Copyright © 2005 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House
Das Buch erschien bei Club Premiere unter dem Titel
„In der Angst meines Herzens“
Printed in Germany 2007
Umschlagfoto: © Mary Clay / Taxi / Getty Images
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
www.heyne.de
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43035-8

Kapitel 1

ES WAR SPÄTNACHMITTAG an der spanischen Atlantikküste, und in den tieferen Luftschichten über dem Wasser färbte die Sonne sich golden. Am Meeresrand entlang zog sich ein Deich, keine Felsbarriere, sondern eine robuste Steinmauer, an der sich die milden Wellen brachen. Ein Teil war abgetragen worden, um das Wasser in ein Becken strömen zu lassen, ein dunkel plätscherndes Rechteck, halb so groß wie ein Schwimmbad und ringsum von überspülten Steinbänken umgeben.

Es wirkte wie eine antike Anlage, die ein römischer Baumeister geschaffen haben könnte, formvollendet und dekadent. Und allgemein zugänglich. Es gab keine Zäune, und die Anwohner schienen hier ebenso willkommen wie die gut betuchten Feriengäste. Alle nutzten das Becken zum Abkühlen nach dem Sonnenbad, und die Kinder schwammen um die Wette, schwirrten zwischen den Steinbänken hin und her wie Vögel in einer Voliere.

Genevieve Brown hatte mich hierher mitgenommen, Gen, meine frühere Partnerin bei der Bezirkspolizei von Hennepin County. Im Dienst war sie bedachtsam und vorsichtig gewesen, und hier hatte ich das Gleiche von ihr erwartet. Aber sie war sofort losgeprescht, auf die Steinbank hinab und direkt in die Beckenmitte, wo sie sich mit angezogenen Knien vom Wasser wiegen ließ, während ihr dunkles, schulterlanges Haar eine Wolke um ihren Kopf bildete.

Nun saß Genevieve neben mir auf einer der Steinbänke, das Gesicht zur Sonne hochgereckt. Ihre Haut schien bereits einen warmen, sahnigen Karamellton anzunehmen. Genevieve war ein südländischer Typ, und obwohl sie nie

eine Sonnenanbeterin gewesen war, wurde sie sogar in der schwächsten Frühlingssonne schon braun.

»Mmm, angenehm«, sagte ich und streckte mein Gesicht den warmen Strahlen des Spätnachmittags entgegen. Das trocknende Seewasser spannte auf der Haut. Ich überlegte, ob mein Gesicht wohl einen leichten Salzschimmer behalten würde, wenn ich es hinterher nicht mit Süßwasser abspülte.

»Du hast eine Ruhepause mehr als nötig«, sagte Genevieve. »Das letzte Jahr war ... mühsam.«

Das war eine Untertreibung. Im letzten Frühjahr war Genevieves Tochter ermordet worden, und im Herbst hatte ich meinen Mann an den Knast verloren. Am Ende dieses überaus glücklosen Jahres war Genevieve aus dem Polizeidienst ausgeschieden, hatte sich nach langer Trennung mit ihrem Mann Vincent versöhnt und war mit ihm nach Paris gezogen. Natürlich war immer die Rede davon gewesen, dass ich sie besuchen kommen sollte, praktisch seit ihrem ersten Anruf aus Übersee im Dezember. Doch fünf Monate waren vergangen, bis es so weit war, fünf lange Monate voller Schnee und Eis, in denen ich meine Autobatterie ständig mit einem Starthilfekabel anheizen musste und mich selbst mit miesem Polizeiwachekaffee, fünf Monate voller Doppelschichten und Sondereinsätze, die ich mir freiwillig aufhalste. Dann hatte ich schließlich Gens Einladung angenommen, sie hier an der Küste zu treffen.

»Hast du irgendwas über die Ermittlungen in der Sache Royce Stewart gehört?«, fragte Gen beiläufig. Es war das erste Mal, dass sie darauf zu sprechen kam.

»Nur ein bisschen was zu Anfang im Dezember«, sagte ich. »Aber dann ist nichts weiter passiert. Ich schätze, die hängen fest.«

»Umso besser«, entgegnete sie. »Freut mich für dich.«

Ich hatte Genevieve nichts von den Ermittlungen über Stewarts Tod erzählt, und schon gar nicht, dass man mich des Mordes verdächtigt hatte. Aber wenn ich es ihr nicht gesagt hatte, wer dann? Angeblich hatte sie keinen Kon-

takt mehr zu irgendwem sonst aus ihrem alten Leben in Minnesota.

»Wer hat dir gesagt, dass ich unter Verdacht stand?«, fragte ich.

»Niemand«, antwortete Gen. »Das versteht sich doch von selbst.«

Ein Tropfen Seewasser fiel mir aus dem nassen Haar auf die Schulter. »Wieso versteht sich das von selbst?«

»Weil du ihn getötet hast«, sagte sie.

Ich sah schnell zu den drei Frauen hinüber, die am anderen Ende des Beckens saßen, doch sie ließen sich nicht anmerken, ob sie etwas gehört hatten.

Leise entgegnete ich: »Soll das ein Witz sein? Nicht ich habe Royce Stewart getötet, sondern du.«

»Nein, Sarah«, sagte Genevieve sanft. »Du warst das, weißt du nicht mehr? Ich würde so etwas doch nie tun.« Ihre Augen verdunkelten sich vor Besorgnis.

»Ich finde das gar nicht komisch«, murmelte ich gepresst. Aber ich wusste, sie hatte es nicht als boshaften Scherz gemeint. In ihrer Stimme schwang nichts als aufrichtige Sorge mit. Als breche ihr schier das Herz aus Mitgefühl für ihre Freundin und Partnerin.

»Tut mir Leid«, sagte sie, »aber eines Tages werden alle erfahren, was du getan hast.«

Eine Sirene heulte am Horizont los, durchdringend und grell, in penetrantem, stakkatohaftem Alarmton.

»Was ist das für ein Lärm?«, fragte Genevieve.

Ich öffnete ein Auge und sah die Leuchtziffern meines Radioweckers, der Quelle des elektronischen Geheuls, dann streckte ich die Hand aus und schlug auf die Wecktaste. Es war Spätnachmittag in Minneapolis, ich hatte vor meiner Schicht geschlafen. Durch die Fenster meines Schlafzimmers warfen die Ulmen von Northeast Minneapolis grünlliche Schatten auf den leicht verzogenen Dielenboden, sie trugen ihr junges Frühlingslaub. Es war Anfang Mai, das zumindest stimmte.

Was außerdem stimmte: Genevieve war in Europa, und mein Mann Shiloh, ein Polizist, der einst vom FBI rekrutiert worden war, saß im Gefängnis. Und alles wegen der Vorfälle letztes Jahr in Blue Earth. Vielleicht haben Sie mal davon gelesen, falls Sie die Nachrichten verfolgen, aber alles stand da auch nicht drin.

Ursache jener Vorfälle in Blue Earth war ein Mann namens Royce Stewart, der Genevieves Tochter Kamareia vergewaltigt und ermordet hatte und wegen eines prozess-technischen Details davongekommen war. Monate später hatte Shiloh sich heimlich nach Blue Earth abgesetzt in der Absicht, Stewart mit einem gestohlenen Lieferwagen zu überfahren. Aber Shiloh hatte es nicht über sich gebracht, einen Mord zu begehen. Genevieve war es, die Stewart bei einer zufälligen Begegnung erstochen und anschließend seine Hütte niedergebrannt hatte.

Trotzdem war es Shiloh, der in den Knast gewandert war, wegen Autodiebstahls, während Genevieve, für deren Tat es keine Zeugen gab außer mir, nach Europa entschwunden war, um ein neues Leben zu beginnen. Ich nahm es ihr nicht übel. Mein Mann war bereits hinter Gittern, ich wollte nicht, dass meine alte Freundin auch noch dort landete.

Erst als Genevieve schon fast im Flugzeug nach Frankreich saß, wurde mir angedeutet, dass ich wegen Stewarts Tod verdächtigt wurde. So ärgerlich das war, ganz unlogisch war es nicht. Ich war es, die in Blue Earth aufgetaucht war, um nach meinem Mann zu suchen. Und ich war bei einem heftigen Wortwechsel mit Stewart in einer Kneipe gesehen worden, kurz vor seinem Tod.

Zwei Detectives aus dem Bezirk Faribault County kamen nach Minneapolis, um mich zu befragen, und nahmen meine sorgsam einstudierten, ausweichenden Antworten zu Protokoll. Sie schienen in keiner Weise überzeugt von dem, was ich vorbrachte.

Genevieve teilte ich nichts von diesen Entwicklungen mit, weil ich fürchtete, sie würde sofort heimfliegen, um

mich durch ihr Geständnis zu entlasten. Auch Shilohs Rat suchte ich nicht, weil seine Post im Gefängnis sicherlich überwacht wurde und es unmöglich war, die Sachlage zu erklären, ohne Genevieves Schuld zu erwähnen.

Doch es passierte etwas Seltsames oder vielmehr, es passierte eben nichts. Ein Monat verging, dann zwei, ohne dass ich verhaftet wurde, ja, nicht einmal erneut vernommen. Die Ermittlungen schienen im Sande verlaufen zu sein.

Dann brachte die *Star Tribune* ihren Enthüllungskartikel.

»Tod eines Verdächtigen«, lautete die Überschrift, mit folgender Einleitung: *Royce Stewart stand im Verdacht, die Tochter eines Detectives der Hennepin County Bezirkspolizei getötet zu haben. Sieben Monate später kam er selbst bei einem mysteriösen nächtlichen Brand um. Ein früherer Beamter der Stadtpolizei hat gestanden, seinen Mord geplant zu haben, nicht aber, an der Tat beteiligt gewesen zu sein. Noch sind alle Fragen offen, doch die Antworten könnten sich in Rauch aufgelöst haben.*

Der Artikel in der *Star Tribune* verwies auf etwas, das allen anderen entgangen war:

Ein ungeklärter Aspekt des Falls ist die aktenkundige Tatsache, dass Shilohs Ehefrau, Detective Sarah Pribek von der Hennepin County Bezirkspolizei, sich in der Nacht von Stewarts Tod in Blue Earth aufhielt. Von offizieller Seite erging bislang keine Stellungnahme auf die Frage, ob Pribek verdächtigt wird, etwas mit dem Tod und dem Hausbrand zu tun zu haben.

Nur zwei Sätze, doch sie griffen zumindest das Gerücht auf, das seit Monaten in sämtlichen Polizeirevieren von Minneapolis kursierte. An dem Montagmorgen nach Erscheinen des Artikels empfing mich unbehagliches Schweigen, als ich meinen Dienst antrat.

Am meisten allerdings befremdete mich, was ich jetzt auf einmal in den Augen der jungen Polizisten sah: Respekt. Sie glaubten, ich hätte Royce Stewart umgebracht,

und sie achteten mich dafür umso mehr. Diese ganze Last wäre leichter zu ertragen gewesen, wenn ich sie mit meiner Expartnerin und meinem Mann hätte teilen können. Ich nahm ihnen nicht übel, dass sie nicht da waren. Genevieve hatte weise gehandelt, als sie wegging und sich vor der wachsenden Wolke von Verdacht und Unterstellung in Sicherheit brachte. Und Shiloh saß hinter Gittern, er hatte sich ja nicht freiwillig aus dem Verkehr gezogen. Dennoch belastete mich ihre Abwesenheit Tag für Tag. Sie waren mehr als nur meine Angehörigen. Sie waren meine Wurzeln hier in Minneapolis. Shiloh und Genevieve hatten sich schon gekannt, bevor ich sie beide traf. Selbst wenn wir drei gar nicht so oft zusammen waren, gab es eine Verbindung zwischen uns, die mir ein Gefühl von Stabilität vermittelte. Ohne sie hatte ich etwas Tieferes verloren als die tägliche Gemeinschaft, sein Fehlen spürte ich ständig bei Unterhaltungen mit Kollegen, die nett und höflich waren, aber nichts weiter.

Als zwei Monate zu drei, vier, fünf wurden und ich noch immer nicht angeklagt worden war, schloss ich erleichtert, dass die Ermittlung wohl endgültig versandet war. Aber ich begriff noch etwas: Auch wenn ich nie des Mordes an Royce Stewart bezichtigt werden würde, würde ich doch nie endgültig entlastet sein. Im Dienst spürte ich von allen Seiten ein unausgesprochenes Urteil: *vermutlich schuldig wegen nicht entkräfteten Gerüchts*. Mein Vorgesetzter teilte mir keinen neuen Partner mehr zu. Die Kapitalverbrechen und Vermisstenfälle, die Gen und ich bearbeitet hatten, fielen nicht mehr in mein Ressort. Stattdessen hatte ich Aushilfs- und Gelegenheitsjobs zu erledigen. Wie den heute Abend.

»Entschuldigen Sie, haben Sie diesen Jungen gesehen?«

Eine Frau mittleren Alters zeigte ein Foto auf der Straße herum, auf der ich Dienst tat. Sie hielt Passanten an, versuchte jemanden zu finden, der einen ausgebüchsten Teenager gesehen hatte.

Aus beruflichem Interesse setzte ich mich in Bewegung, um die Frau aufzuhalten. Sie merkte, dass ich auf sie zu kam, und drehte sich nach mir um. Dann gefror ihre Miene, und sie wandte sich schnell ab. Sie sah keine freundliche, hilfsbereite Fremde, erst recht keine Polizistin. Sie sah eine Nutte.

Ich konnte es ihr nicht übel nehmen. Das war genau, was ich beabsichtigte.

Lockvogel-Jobs auf dem Straßenstrich fielen eigentlich in den Zuständigkeitsbereich der Stadtpolizei, aber dort herrscht oft Bedarf an neuen Gesichtern, und so war ich dafür abkommandiert worden. Heute Abend stand ich an einer verkehrsreichen Ringstraße am Südrand der Innenstadt unweit des Geschäftsviertels, wo Zivilfahnder wie ich amüsierwillige Kandidaten von außerhalb abfingen ebenso wie einheimische Angestellte, die nach ihren Feierabend-Cocktails aus den Bars kamen.

Ein normaler Zivilist hätte sich vielleicht gewundert, wie schlicht ich gekleidet war. Das ist eins der ersten Dinge, die man lernt: kein Minirock, keine Stöckelschuhe, keine Nahtstrümpfe. Genevieve hatte mir das vor Jahren schon einmal erklärt.

»Straßendirnen können es nicht riskieren, der Polizei aufzufallen«, hatte sie gesagt. »Außerdem sind die meisten, glaub ich, einfach zu geschafft von ihrem Gewerbe. Sie kriegen es nicht hin, es bloß als Job anzusehen.«

Also hatte ich heute Abend Jeans und Stiefel angezogen, ein ausgeschnittenes weißes T-Shirt und einen billigen rötlichen Kunstledermantel. Das Make-up war wichtiger als die Aufmachung. Ich hatte mir das Gesicht mit Abdeckstift bemalt, nicht um Problemstellen zu kaschieren, sondern um mir eine verruchte Blässe zu verleihen. Dazu dann noch kräftig Wimperntusche und Lidstrich. »Lidstrich wirkt am besten«, hatte Genevieve gesagt. »Nichts katapultiert einen mehr aus den Rängen der Kombi fahrenden Mittelklasse heraus als Lidstrich.«

Das Hauptindiz für Anmache auf der Straße ist aller-

dings weder die Kleidung noch die Schminke, sondern das Verhalten: dieses vorsichtige leichte Bücken, das die Straßendirnen immer wieder vollführen, um in Autofenster zu spähen. Das zeigt den Männern, was für eine man ist.

Doch heute Abend hatte ich kein Glück. Unzählige Männer kamen in Autos oder zu Fuß vorbei. Ein paar schauten auch her, aber keiner hielt an, und ich versuchte nicht, sie anzuhalten. Der Impuls zu einer Straftat muss von dem zu Verhaftenden ausgehen, nicht von dem Polizisten, sonst wäre es ja Verleitung zu illegalem Handeln.

Wenigstens war es eine schöne Nacht, um sich draußen aufzuhalten.

Das Maiwetter in der Zwillingstadt Minneapolis war unvorhersehbar. Es konnte Rekordhitze geben oder eine Serie von Gewittern, die morgens schon mit eisigen Güssen anfangen, bis zum Nachmittag immer schlimmer wurden und sich draußen vor der Stadt in vernichtenden Tornados über den Feldern und der Prärie austobten. Ebenso gut konnte in den nächsten Tagen ein plötzlicher Sturm von draußen in die Stadt hineinblasen und uns eine geschlossene Schneedecke bescheren.

Zuletzt hatten wir zwei Tage Unwetter gehabt mit immer wiederkehrenden, ausgiebigen Schauern, die alle Rinnsteine und Gullis zum Überlaufen brachten. Der heutige Abend war eine angenehme Ausnahme, die Wolken hatten sich plötzlich verzogen und einem zauberhaften Abendrot Platz gemacht. Doch die Nachwirkungen des Regens waren noch überall spürbar: Die Straßen glänzten dunkel, und die Luft roch frisch und feucht.

Ein Bus bremste am Straßenrand und nahm einen Teenager im Rollstuhl auf. Als er schwerfällig wieder in den Verkehrsstrom einschwenkte, sah ich, dass ich endlich doch jemandes Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein mittelgroßer Wagen neueren Modells hielt auf der anderen Straßenseite. Im Geiste nahm ich die Personalien des Fahrers auf: weiß, Mitte dreißig, Haare braun, angegraute Schläfen, Augenfarbe unbekannt, keine besonderen Merkmale. Von der

Kleidung konnte ich nicht viel mehr sehen als den dunklen Knoten der Krawatte vor seinem weißen Hemdkragen.

Und noch etwas: Es lag kein sexuelles Interesse in seinen Augen, nicht das mindeste, und doch schaute er unverwandt herüber.

Komm schon, du brauchst eine erste Festnahme heute Abend. Lock ihn hier rüber und schnapp ihn dir.

Ich ging ein paar Schritte, versuchte, ein bisschen die Hüften zu schwingen. Drehte mich wieder nach ihm um, warf ihm einen deutlich fragenden Blick zu.

Der Mann schwenkte in den Verkehr ein und fuhr davon.

Was war denn das jetzt? Hat wahrscheinlich Muffensausen gekriegt. Mist.

Ich wanderte noch ein paar Minuten hin und her, bis endlich ein Wagen auf meiner Straßenseite hielt, ein Chevy, der seine beste Zeit schon an die fünfzehn Jahre hinter sich hatte. Dem Nummernschild nach aus Arkansas, wie ich automatisch registrierte.

Ich trat an den Bordstein, beugte mich ein wenig vor und spähte durch das herabgelassene Fenster. Der Fahrer, der meinen Blick erwiderte, war weiß, mit dickem, mattblondem Haar, das ihm über den Rand seiner eckigen Hornbrille fiel. Er war von eher hagerem Körperbau bis auf einen leichten Bauchansatz, und seine großen Hände auf dem Lenkrad waren mit Sommersprossen gesprenkelt.

Entmutigt warf ich einen Blick auf den Rücksitz. Eine halb zusammengefaltete Straßenkarte krumpelte schlampig aus einer offenen Reisetasche hervor, und eine Angelrute ragte schräg bis an die Ablage des Rückfensters, auf der eine abgetragene Kappe der Houston Astros lag. Na klar, ich hatte es ja gleich gewusst.

Kaum vorstellbar, wie dieser Mensch von außerhalb sich so verfranst haben konnte, dass er ausgerechnet auf der sündigsten Meile von Minneapolis gelandet war. Aber wo er nun schon mal da war, würde ich ihm selbstverständlich die Wegbeschreibung geben, für die er angehalten hat-

te. *Sorry, Lieutenant, ich hab zwar keinen Sittenstrolch gefasst, aber dafür einem hilflosen Touristen geholfen, das Days Inn zu finden.*

Der Fahrer lehnte sich herüber und sah mich an, als wollte er etwas sagen, blieb dann aber stumm. Das Schweigen dehnte sich erwartungsvoll zwischen uns, bis er schließlich sagte: »Na, steig schon ein, Süße, oder soll ich erst bitte sagen?«

Und wenn ich hundert werde, Männer werde ich nie verstehen.

»Fahr hier vorne mal kurz um die Ecke«, schlug ich vor, sobald ich mich von meiner Fehleinschätzung erholt hatte. »Da können wir in Ruhe reden.« Mit einem potenziellen Freier irgendwohin zu fahren ist gefährlich und streng verboten.

Der Wagen schaukelte um die Ecke auf einen kleinen Parkplatz, und ich folgte ihm. Der Fahrer stellte den Motor ab, und ich schlüpfte auf den Beifahrersitz.

»Wie geht's?«, sagte er.

Ich zuckte die Schultern, musterte ihn hinter meiner Maske aus bleicher Schminke. Sein Alter war schwer zu schätzen. Vielleicht Ende dreißig. Ich würde es auf seinem Führerschein lesen, wenn ich ihn dingfest machte.

»Wie heißt du?«, fragte er.

»Sarah.«

»Sarah«, wiederholte er. »Ich heiß Gareth. Du kannst mich Gary nennen. Die meisten Leute nennen mich so.«

Sein rustikaler Tonfall war entwaffnend, aber ich blieb ganz geschäftsmäßig. »Was hast du heute Abend denn so vor, Gary?«

Er ging nicht auf den Wink ein. »Ich übernachtete heute in der Stadt auf dem Weg nach Norden, zum Angeln.«

»Jaja«, sagte ich. »Hab deine Angelrute hinten gesehen.«

Er lächelte. »Die habe ich selbst entworfen«, erklärte er. »Damit verdiene ich meinen Lebensunterhalt. Na ja, unter anderem. Zigarette?«

»Nein danke«, sagte ich.

»Also, ich rauch jetzt erst mal eine.«

Meistens sind die Männer nervös und in Eile. Dieser hier tat so, als hätten wir uns gerade am Bartresen auf einen Cocktail niedergelassen. Er lehnte sich ungezwungen zurück, kurbelte sein Fenster herab, um den Rauch mit geradezu herrschaftlichem Behagen hinauszublasen. »Hm, ja«, sagte er nachdenklich. »Ich hab nämlich gehört, ihr habt hier mit die besten Angelgebiete in Amerika, da oben in euren Seen. Stimmt das?«

»Ich gehe nicht angeln«, sagte ich hilflos. Ich hatte noch nie mit einem Freier Konversation machen müssen. Irgendwie lief die Sache mir ziemlich aus dem Ruder.

»Meine Kumpel haben gemeint, ich sollte mal hierher kommen«, fuhr er fort. »Meine Frau ist vor ein paar Jahren gestorben. Seitdem habe ich keinen Urlaub mehr gemacht.«

Seine Wimpern waren schwarz, ungewöhnlich dicht und dunkel für so einen blassen Typ, als er die Augen senkte, fast als genierte er sich für dieses Eingeständnis. Ich überlegte, ob er vielleicht all die Jahre keine Frau mehr angerührt hatte und nun den Mut aufzubringen versuchte, es mit mir zu probieren. Und ich stellte mir vor, wie ich demnächst vor einem Richter stehen würde, um Zeugnis darüber abzulegen, dass ich in einer Welt voller Männer, die Prostituierte verprügelten, das Haushaltsgeld für Sex verbubelten und ihren Frauen daheim Geschlechtskrankheiten anhängten, als amtlicher Lockvogel auf die Straße gegangen war und einen kreuzbraven, verwitweten Angelruten-Entwerfer aufgegabelt hatte.

»Gary«, sagte ich entschlossen, »willst du eigentlich heute noch Sex mit mir haben, oder was?«

Er zwinkerte verdutzt, doch mir schien, als blitzte etwas wie Erheiterung hinter seinen dicken Brillengläsern auf. »Habt ihr es in Minnesota immer so eilig?«, fragte er.

»Na ja«, sagte ich, »für Minnesota im Allgemeinen kann ich nicht sprechen, da ich selbst nicht von hier stam-

me, sondern aus dem Westen. Aber in meinem Fall hat es damit zu tun, dass ich ein Sheriff's Detective von Hennepin County bin. Und wenn du mir irgendwas in Richtung Sex gegen Geld vorschlägst, werde ich dich festnehmen müssen, und das würde ich eigentlich lieber bleiben lassen, wenn's dir recht ist.«

Gary, dem fast die Zigarette auf den Schoß gefallen wäre, stammelte: »Du ... du bist Polizistin?«

»An meinen guten Tagen«, sagte ich, öffnete die Wagentür und stieg aus. Dann drehte ich mich nochmal um. »Nur eins noch«, sagte ich.

Ich hatte vorgehabt, ihn mit der Warnung zu entlassen, sich von den gewerblichen Damen fern zu halten, während er in Minneapolis war. Aber dann sah ich etwas, das mir vorher schon hätte auffallen sollen. Seine Hand auf dem Lenkrad war sonnengebräunt bis auf einen helleren Streifen am Ringfinger, der zu neu wirkte für die Zeit seiner Witwerschaft. Er hatte den Ring wohl noch eine ganze Weile länger getragen. Meine Routineworte blieben mir im Halse stecken. »Ach, lassen wir's gut sein«, sagte ich.

Und das hätte es eigentlich schon sein sollen, doch Gareths Stimme ließ mich unversehens aufhorchen.

»Sarah«, sagte er.

Ich drehte mich wieder um.

»Alles Gute«, sagte er.

Seine Nettigkeit traf mich unerwartet, und ich nickte nur, da mir nichts weiter dazu einfiel.

Nachdem ich wieder fünf Minuten auf und ab gegangen war, hatte ich meine Fassung zurückgewonnen, ja sogar einen gewissen Schneid. Zwei Männer hatte ich mir heute durchs Netz gehen lassen. *Der nächste, der auch nur einen Blick auf meinen Arsch wirft*, sagte ich mir, *den verhafte ich bei Gott*.

Der nächste Wagen war eine blitzblanke taubengraue Limousine. Wieder surrte das Fenster herunter, und ich beugte mich vor, um hineinzuschauen. Ein Mann middle-

ren Alters, schlank, schütteres Haar, mediterraner Typ, gut geschnittener Anzug.

»Kann ich Sie irgendwohin mitnehmen?«, fragte er.

»Fahren Sie da vorne doch kurz um die Ecke«, sagte ich, »da können wir in Ruhe reden, okay?«

Im Gegensatz zu Gary wollte dieser hier nicht wissen, wie ich hieß, obwohl er sagte, ich könne ihn Paul nennen. Das Wageninnere roch neu, und ein Aufkleber wies ihn als Leihwagen aus. Paul kam von außerhalb der Stadt.

»Was hast du heute Abend denn so vor, Paul?«, fragte ich.

»Ich dachte, wir beide könnten vielleicht einen kleinen Deal machen«, sagte er. »Magst du Koks?«

Ich sah ihn von der Seite an. Das wurde ja immer besser. Jetzt kam auch noch Rauschgiftbesitz dazu. »Klar doch«, sagte ich.

»Ich dachte, für ein paar *Lines* könntest du auf fünfzig Dollar runtergehen, halbe-halbe sozusagen.«

Das hat mir gerade noch gefehlt, ein sparsamer Freier.
»Fünfundsiebzig.«

»Meinetwegen.« Paul war nicht aufs Feilschen aus.

»Und ich will den Stoff vorher sehen.«

»Den hab ich dahinten in der Aktentasche.« Er deutete mit einer Handbewegung zum Rücksitz. »Hast du, ähm, einen Platz, wo wir hinkönnen?«

Ich ignorierte ihn, kniete mich auf den Sitz und holte seine dünne Aktentasche zu uns nach vorn. »Ist die abgeschlossen?«, fragte ich und drückte prüfend mit dem Daumen auf den Verschluss. Er schnappte prompt auf, und ich blickte in die Tasche. Da steckte das Zeug, so viel Ärger für diesen Kerl in so einem kleinen Plastikbeutel.

Paul war durch mein dreistes Benehmen nicht aus der Ruhe zu bringen. Er war ein Mann von Welt. Er wusste, dass ein teurer Anzug sich auf die Dauer auszahlt, dass die Business-Class reinste Abzocke ist und dass 75-Dollar-Nutten rabiat zu ihren Freiern sind. Als ich die Aktentasche wieder zuschnappen ließ, wiederholte Paul seine Frage.

»Also, was ist, hast du einen Platz, wo du die Männer hin mitnimmst?«

»Oh ja, allerdings«, sagte ich fröhlich und zog meine Dienstmarke aus dem Ledermantel.

Es war nach vier Uhr morgens, als ich Dienstschluss hatte. Ich war noch für eine Kollegin eingesprungen, deren Kind krank war. Aber selbst jetzt war ich nicht müde, nur hungrig. Wenn ich an die Hintertür einer Backstube klopfte, dachte ich, könnte ich mir vielleicht etwas kaufen, das frisch und ofenwarm war.

Auf dem Weg stadtauswärts sah ich eine Frau, die einen Zeitungskasten der *Star Tribune* auffüllte. Spontan bremste ich am Bordstein. Shiloh hatte sich immer um unser *Strib*-Abonnement gekümmert, und seit er fort war, hatte ich es verfallen lassen.

Die Zeiten des Zeitungsjungen auf dem Fahrrad sind so gut wie vorbei. Diese Zeitungsausträgerin hier war um die dreißig, mit einem verkniffenen, ungeschminkten Gesicht und kurzen, zerzausten Haaren. Ihr Toyota Starlet wartete mit laufendem Motor am Straßenrand. Der Blick, den sie mir zuwarf, war misstrauisch. Sie dachte, ich wolle mir ein Gratisexemplar verschaffen, bevor sie den Kasten schloss.

»Lassen Sie sich nicht stören«, sagte ich. »Ich kaufe eine, wenn Sie fertig sind.«

Die Frau klemmte die Titelseite ins Fenster und ließ die Klappe zuschnappen. Ich trat an die Stelle, an der sie gerade gestanden hatte, und angelte in der Tasche nach ein paar Münzen.

»Ist das ein Kind, zu so später Stunde?«, fragte sie hinter mir.

»Was für ein Kind?«, fragte ich zerstreut, während ich die Münzen einwarf.

»Das da so schreit. Haben Sie nichts gehört?«

Sie musste Ohren wie ein Radar haben. Oder vielleicht hatte sie selbst Kinder und entsprechende mütterliche Intuition.

»Ich hör nichts«, sagte ich.

»Da drüben«, sagte sie und streckte den Finger in die Richtung.

Ich schaute hinüber. Eine leere Straße, Straßenlaternen, zugesperrte Geschäfte. Und eine rennende kleine Gestalt. Ein vielleicht zehnjähriger Junge auf der Straße, um halb fünf Uhr morgens.

Ich spurtete los.

Als ich ihn fast eingeholt hatte, hob ich die Hände und winkte ihm, stehen zu bleiben. Er war mager und schnaufte wie ein Dampffross. Er hatte blasse Haut, aber schwarzes Haar, das aussah, als wäre es nach der altbewährten Topfmethode mit einer stumpfen Schere geschnitten worden. Hemd und Hose waren ihm zu groß.

»Was ist los?«, fragte ich und ging vor ihm in die Hocke. »Hat dir jemand was getan?«

Der Junge ließ einen Wortschwall auf mich los, aber in einer fremden, slawisch klingenden Sprache. Wir starrten uns in hilflosem Unverständnis an. Dann drehte er sich von mir weg und zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war.

Ein Abwasserkanal zog sich durch diese flache, halb industrielle Vorstadtgegend. Ich konnte ihn gurgeln hören, reichlich gefüllt nach den ergiebigen Regenfällen der letzten Tage. Wo er unter der Straße verschwand, war der Gehsteig von einer Absperrung aus drei Rundstangen gesäumt, die einem Erwachsenen bis zu den Rippen reichten. Neben dem Geländer lagen Metallgestelle, die sich bei näherem Hinsehen als umgekippte Fahrräder entpuppten. Zwei Fahrräder. Ein Kind.

Der Junge war dicht hinter mir, als ich hinüberryannte, um mir die Sache genauer anzusehen. Kurz bevor der Kanal in seiner unterirdischen Röhre verschwand, rauschte er hinab in ein überraschend tiefes Becken, das von Betonwänden eingefasst war, um ein Überlaufen auf die Straße zu verhindern. Bei trockenem Wetter hätten wir wahrscheinlich auf Schlamm und Sumpfgas hinabgeschaut,

durch das ein gemächliches Rinnsal lief. Nicht so heute Morgen. Der Regen hatte das Wasser zu einem tosenden, wirbelnden Mahlstrom anschwellen lassen.

»Ist da jemand reingefallen?« Um zu verdeutlichen, was ich meinte, ließ ich die Finger über das Geländer wandern und mimte einen Sturz in die Tiefe.

Der Junge nickte hastig und sagte etwas, das ich nicht verstand.

Die Zeitungsausträgerin war inzwischen herbeigekommen. »Rufen Sie 911«, sagte ich und schwang ein Bein über das Geländer. »Melden Sie, ein Kind ist ins Wasser gefallen. Nehmen Sie den Jungen hier mit und beruhigen Sie ihn.« Ohne abzuwarten, ob sie meiner Aufforderung Folge leistete, kletterte ich hinab, bis ich an der untersten Stange hing, mit den Füßen über dem Wasser.

All dies, vom ersten Blick in das Wasserbecken bis zum Überklettern des Geländers, hatte vielleicht neunzig Sekunden gedauert. Aber es war lange genug, um mich an den letzten Herbst und die 14-jährige Ellie Bernhardt zu erinnern. Ich war ihr in den Mississippi nachgesprungen und zu kurzzeitiger Berühmtheit im Kollegenkreis gelangt, vor allem, weil ich keine sonderlich gute Schwimmerin war.

Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich jetzt im Rückblick auf Ellie Bernhardt etwas Ironisches dachte wie: *Warum muss so was immer mir passieren?* Aber nein, ich dachte bloß: *Gott, lass mich nicht ertrinken.* Dann ließ ich los.

Das Wasser war wärmer als der Mississippi, aber immer noch ziemlich kalt. Und aufgewühlt, voller Strudel, doch nicht allzu heftige. Am stärksten war der Zug unten an den Füßen, wo das Wasser in Richtung Tunnel gesogen wurde.

Ich tauchte, öffnete die Augen und sah nichts als eine graubraune Wand vor mir. Ich tastete in die Richtung, in die das Wasser strömte, zur Straße hin. Wenn etwas Schweres hineingefallen war, musste es logischerweise in diese Richtung mitgerissen worden sein. Aber meine Fin-

ger streiften nichts, und meine Lungen fingen langsam an zu brennen. Die Luft reicht in diesen Situationen nie so lange, wie sie sollte. Und dass mein Herz mit 140 Schlägen pro Minute raste, war auch nicht gerade hilfreich. Ich schwamm wieder hoch, tauchte keuchend auf. Und im selben Moment stieß ich mit dem Fuß an irgendetwas.

Ich holte schnell Luft, tauchte wieder ab und tastete blind herum. Diesmal bekam ich etwas zu fassen, nichts Festes, mehr wie ein Stück Stoff, das im Wasser hin und her schwappte. Als ich es packte und daran zog, spürte ich einen Widerstand. Es war nicht nur ein altes Hemd, das im Kanal gelandet war. Da steckte jemand drin.

Auftauchen war kein Problem, weit mühsamer aber war es, das Kind hochzuziehen. Der schmale Körper hatte keinen Auftrieb und wurde von den durchweicherten Kleidern und den vollgesogenen Schuhen noch zusätzlich beschwert. Zuerst kam das nasse schwarze Haar an die Oberfläche, glänzend und strähnig an die bleiche Haut geklebt. Ich drehte ihn so um, dass sein Gesicht zum immer noch dunklen Himmel gewandt war.

In den Rettungsfibeln sieht alles so simpel aus. Die Skizzen sind so schlicht und klar. Der Junge und ich aber veranschaulichten etwas anderes: die Wirrnis des realen Lebens. Ich versuchte zu spüren, ob er noch atmete, ob sein dünner Brustkorb sich unter meinem Arm hob und senkte. Der Theorie nach hätte ich merken müssen, ob sich noch etwas regte, aber ich konnte nichts feststellen. Hoffnungsvoll sah ich zum Geländer hoch, aber die Toyota-Frau war nicht mehr da. Nichts als Betonwände auf allen Seiten, die mindestens fünf Fuß hoch aufragten. Und keine Kanten oder Haltegriffe, soweit ich sehen konnte. Das Gewicht des Jungen drückte mich immer wieder hinab, und mir blieb nichts anderes übrig, als wie wild gegen das Wasser zu treten, verzweifelt nach einem Halt suchend, wo keiner war.

Da erschien plötzlich ein Gesicht über dem Geländer. Ein fremdes Gesicht, doch es erfüllte mich mit Erleichterung.

Er war recht jung, vielleicht 23 oder 24, ein Asiate mit harten, glatt gemeißelten Zügen und nachdenklichem Blick. Sein Kopf war fast kahlgeschoren bis auf einen trapezförmigen Irokesenstreifen über der Stirn. Es hätte albern aussehen können, tat es aber nicht. Ob er Uniform oder Zivil trug, konnte ich nicht sehen, aber das spielte auch keine Rolle. Manche Leute tauchen einfach auf, wenn Not am Mann ist. Und obwohl man sie noch nie gesehen hat, weiß man gleich, dass sie gekommen sind, um zu helfen. Er war einer von dieser Sorte.

»Na, wie schaut's da unten aus?«, fragte er.

»Gar nicht gut.«

Er nickte, vollkommen ruhig. »Okay«, sagte er und blickte bedächtig auf das Wasser, als handelte es sich um eine Physikaufgabe in einem Lehrbuch. »Ich schau mal, ob ich ein Brett runterlassen kann.«

Und das tat er dann. Als ich den Jungen auf das Brett gehievt hatte, beobachtete ich seine Brust in dem nassen roten T-Shirt. Sie senkte sich leicht, hob sich wieder. Er atmete noch. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und zugleich fühlte mein Körper sich plötzlich leicht an, vom Gewicht des Jungen befreit.

Als ich wieder oben auf der Straße war, konnte ich sehen, dass der Retter den dunkelblauen Overall eines Sanitäters trug. Sein Partner, noch jünger und blond, kümmerte sich um den Jungen. Der Asiate sah zu ihnen hinüber, vergewisserte sich, dass die Situation unter Kontrolle war, und hockte sich neben mich.

»Mir geht's gut«, sagte ich.

»Ich weiß«, nickte er.

Da waren wir also: ein drahtiger, ritterlicher junger Mann mit einem postmodernen Haarschnitt und eine halb ertrunkene Polizistin.

»Sarah Pribek«, sagte ich und streckte die Hand aus.

»Hennepin County Sheriff's Department.«

Er schüttelte mir die Hand. »Nate Shigawa«, sagte er.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen«, sagte ich.